23. Dezember 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 292

In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(18. Fortsetzung) Roman von Ernst Klein

Was konnte seine Schwester anderes aus dieser Fassungslosigkeit herauslesen als das Eingeständnis seiner Schuld? Für sie der schwerste Schlag von allen. Nicht weniger schwer als das Zerbrechen der Illusion, die Richard Weyer hieß. „Martin —!" sagte sie. Sonst nichts.

Das wirkte. In ihm explodierte das Dynamitlager lange zurückgestauter Empörung. Er hieb mit der Faust auf den Tisch, daß das Kaffeegeschirr in Springen und Klirren verfiel. „Bist du verrückt, Mädel?" schrie er. „Scheinst mich ja für einen schönen Haderlumpen anzusehen! Und weißt du, Christel: Wenn das ganze nicht so verrückt, so unglaublich verdreht wäre, man müßte lachen! Die Frau da unten ist mir eine gute Freundin. Eine sehr gute Freundin. Dir auch!"

„Und Irma Atterstein?" Christine wurde sarkastisch, und aus ihrem Munde tat der Hohn doppelt weh. „Das hast du wohl in einem Roman gelesen? Eine gute Freundin? Und was ist sie sonst?"

„Besitzerin eines kleinen Herrenwäschegeschäfts in der Operngasse und fünfzehn Jahre älter als ich. Genügt das?"

Eine Kluft zwischen Bruder und Schwester. „Ich habe kein Recht," sagte Christine, „mich in deine Affären zu mischen . . ."

„Affären? Himmelherrgott!"

„Schrei nicht so, Martin! Es sind sicher Leute nebenan."

„Das ist mir wurscht!" Aber er riß sich doch zusammen; denn er hatte die Schwester viel zu lieb, um sie für all das Ungemach der letzten Zeit verantwortlich zu machen. „Christel, geh ins Hotel zurück und warte dort auf mich! In einer Stunde bin ich bei euch, und dann kommt alles in Ordnung . . . Ja, schau mich nicht so groß an! Es wird alles in Ordnung kommen!"

„Wie du meinst, Martin." Das war ihr Abschied.

Er starrte benommen ins Leere. Dann packte er den Kragen und ließ an ihm seine Wut aus. Krawatte, Weste, Rock — alles wurde schnöde mißhandelt . . . Plötzlich fühlte er, daß er nicht mehr allein im Zimmer war. Den Arm halb im Rock drin, fuhr er herum.

Therese Barth stand am Tisch, klein, zierlich, in dem schmalen, intelligenten Gesicht Sorge und Kümmernis. „Ich hab' Ihre Schwester fortgehen sehen," sagte sie. „Martin, was war zwischen euch?" Sie hatte ganz merkwürdig große Augen, die hell, beinahe farblos waren und sich in Momenten seelischer Bewegung verdunkelten

„Ich bin ein Patzer," erklärte er. „Hab' die ganze Geschichte so verkehrt wie möglich angefangen. Die Ausrede mit dem Sanatorium — da mußten sie mir ja draufkommen! Und jetzt wittern sie alles mögliche! Der Doktor Weyer bringt sich in Sicherheit; er läßt die Christel sitzen, weil — weil — — Ah, das mit dem vierten Gebot, Frau Therese —!" Wieder ballte sich die Faust und hob sich.

Ihr bleiches Gesicht rötete sich. „Sie dürfen so nicht sprechen, Martin! Bis jetzt haben Sie durchgehalten! Ich bewundere Sie . . . Sie haben Ihre Pflicht getan und retten den Namen Ihres Vaters . . ."

„Namen des Vaters? Wenn man's genau bedenkt, Frau Therese, so ist das eine Phrase! Der Vater ist tot, und an seinem Grabe hat man schöne Reden gehalten. Aber das Mädel — das lebt, und das grämt sich das Herz aus dem Leibe. Sie macht keine Vorwürfe; sie schreit und heult nicht. Aber wie sie dagestanden ist an der Tür! Ich bin mir vorgekommen, als ob ich wirklich der Verbrecher wäre, für den sie mich hält. Gut: ich! Aber das Mädel! Was kann die dafür? Wo bleibt die sogenannte Gerechtigkeit? Sünden der Väter . . . Wissen Sie, Frau Therese, bei uns in Heiligenburg ist gleichzeitig mit unserem Unglück noch eine andere tragische Geschichte passiert. Der Baron Atterstein hat seine Frau angeschossen und seinen Verwalter niedergeknallt, weil er geglaubt hat, sie hätte mit dem ein Verhältnis. Aber er war nur betrunken. Und warum war er betrunken? Weil schon sein Vater ein Trinker war. Vererbung also . . . Aber bei der Christel? Ihr Vater war kein Trinker — war ein anständiger, ehrlicher Mensch, der seine Familie liebte und für sie sorgte. Aber er hatte das Pech, einem Schurken aufzusitzen. Und dafür muß seine Tochter ihren Bräutigam verlieren und ihren Bruder für einen Verbrecher anschauen?"

„Ich kann Ihnen darauf nichts erwidern, Martin!" sagte die Frau hart und abweisend. Ihr Wesen schien von innen heraus verändert.

„Wird auch nicht verlangt, Frau Therese!" Er sah sich nach seinem Hut um. „Uebrigens hat sie mich nach Ihnen gefragt . . ."

Therese Barth erschrak. „Haben Sie ihr gesagt —?"

Auf einmal war Lachen in seinem breiten Gesicht. „Sie glaubt augenscheinlich, ich wolle Sie heiraten . . ." Er trat zu ihr hin. „Das ist jetzt nicht zu ändern!" Der alte Optimismus rang sich durch Wut und Zweifel und Erregung in ihm durch und füllte seine Stimme mit Klang und Kraft. „Jetzt machen wir uns auf die Strümpfe und zahlen das Geld ein. Na, und dann —"

Sie faßte seine beiden Hände. „Martin, ich kann Ihnen alles nachfühlen, alles . . . Aber Ihr Vater — Sie wissen —?"

„Ich weiß, Frau Therese! Geh'n ma!" Dieses

„Geh'n ma!" war echtester Martin Wagenmeister.

Es verfehlte seine Wirkung nicht auf die Frau, die eben noch in Starrheit der Angst dagestanden hatte. „Geh'n ma!" wiederholte sie. „Haben Sie auch alle Papiere?"

„Hab' ich!"

Sie nahmen sich eine Droschke und fuhren zuerst zur Bank in die Wipplinger Straße, wo Martin sich die 15 000 Schilling für die Hypothek auszahlen ließ. Nächste Station war das Büro „Austria". Dort behoben sie die 60 000 Schilling auf den Namen Christines und die 20 000 auf den Therese Barths.

Dritte und letzte Station die Postsparkasse, wo Martin auf das Konto Josef Steinlechner bei der Ersten Landessparkasse, Filiale Heiligenburg, 59 758 Schilling einzahlte.

Damit war das Defizit von 87 758 Schilling gedeckt, von dem Christine den Prokuristen Paul Strobl hatte sprechen hören, und das gefährliche Spiel, vor dem er gewarnt hatte, zu Ende.

Gewonnen —? Martin hob die Schultern. Irgend etwas hielt ihn an dem Schalter fest. Wie wenn er seine Unterschrift zurückholen wollte — diese zweite falsche Unterschrift!

Der Beamte hinterm Gitter blickte ihn überrascht an. „Wünschen Sie noch etwas?"

„Ich? Nein — ich danke?"

Therese Barth hatte vorm Portal der Postsparkasse gewartet. Als Martin herauskam, noch damit beschäftigt, die Einzahlungsquittungen in der Tasche zu verstauen, kam sie ihm mit kleinen Schritten entgegen. „Erledigt?"

Er nickte. Eine Zeitlang gingen sie wortlos nebeneinander her. Plötzlich blieb er mit einem Ruck stehen. „Frau Therese, ich brauche ja Ihre zwanzigtausend gar nicht! Es bleiben für die Christel immer noch über fünftausend . . ."

„Nein!" unterbrach sie ihn. „Darüber haben wir uns ja schon ausgesprochen. Ich benötige das Geld nicht! Ich hab' mein Geschäft. Und Ihre Schwester soll heiraten! Der Mann wird zurückkommen! Er muß!"

Martin antwortete nicht. Richard zurückkommen? Vielleicht . . . Aber nahm Christine ihn wieder auf? „Ich glaub's nicht," sagte er langsam. „Die Christel ist nicht das Mädel. Später, wenn ich ihr mal alles erklären kann —?" Er nahm den Hut ab und fuhr sich durch den Haarwust. „Aber, Frau Therese, möchten Sie nicht doch zu uns kommen? Die Christel wird dann begreifen — —"

Die Frau schüttelte den Kopf. Ihr Mund wurde eine dünne Linie unbeugsamer Entschlossenheit. „Auch das geht nicht, Martin! Vielleicht später einmal —? Bis dahin alles Gute! Und wenn Sie nach Wien kommen — Sie wissen, wo Sie mich finden!"

Sie entzog ihm die Hand und hastete über die Straße. Auf der anderen Seite wandte sie sich zurück und winkte. Dann tauchte sie in das Gewühl der Passanten.

26. Kapitel

In der kleinen, ehrwürdigen Bar im Hotel „Sacher" hinter der Oper, in der heutzutage noch Alt-Oesterreich gern seinen Sherry und Portwein schlürfte, fand Martin die drei Wartenden am Stammtisch, an dem Niki Atterstein in früheren frohen Zeiten mit seinen „Freunderln" Rennereignisse und andere historische Begebenheiten besprochen hatte. In der einen Ecke saßen eine grauhaarige Dame und ein sehr distinguiert aussehender alter Herr: der regierende Fürst von Schwarzenstein. Vorn an der Bar lehnte in tiefem Klubsessel Graf Guido Salborn und hielt seinem höchst uninteressiert hinhörenden Dackel eine Mahnpredigt über die schädliche Wirkung des am Vormittag allzu reichlich genossenen Alkohols. Würdevoll amtierte Josef, der Oberkellner.

Irma Atterstein saß auf der abgeriebenen Lederbank hinter dem Tisch. Franz Wagenmeister rutschte nervös auf einem Sessel herum; er fühlte sich in dieser hocharistokratischen Umwelt unbehaglich und hatte schon den dritten Wermuth hinter sich. Christine, vor einem unberührten Glas Portwein, blickte Martin forschend ins Gesicht, als er zu ihnen trat. Irma knabberte Kartoffelchips und sah bleich und abgespannt aus.

„Das ist ein Stück aus dem Tollhaus, mit dem Auto loszufahren!" sagte Martin zur Begrüßung. Er war froh, gleich als Arzt krakeelen zu können. „Die Wunde ist ja noch gar nicht geschlossen!"

„Ach — die tut nicht ein bißchen weh!" gab die Baronin leichthin zur Antwort. „Im übrigen sind Sie hier nicht als Arzt, sondern als Bruder meiner Freundin! Verstanden? Was nehmen Sie? Port oder Wermut? Ich trinke immer Sherry."

„Wenn schon, dann ein Bier!" sagte er. „Es ist so heiß draußen . . ."

Josef brachte ein schäumendes Pilsner. Martin war seltsam benommen. Er sah Irma zum ersten Male nicht im Rahmen des Spitals als Patientin, sondern vornehm gekleidet, als große Dame in einer Umgebung, in die sie gehörte und die zu ihr gehörte. Schöner und begehrenswerter als früher. Er trank langsam sein Bier.

Drei junge, elegante Leute kamen herein und stutzten, als sie Irma erblickten. Die Baronin Atterstein — Heldin des großen Skandals . . . Der eine von ihnen grüßte sehr höflich und zauderte, ob er sie nicht ansprechen sollte; doch er überlegte sich's und folgte den Kameraden an die Bar.

„Gehen wir!" sagte Irma und stand auf. Als sie, in Christine eingehängt, das Lokal verließ, erhob sich der Fürst von Schwarzenstein zu einer ritterlichen Verbeugung; die Fürstin senkte das Kinn um genau einen Zentimeter.

„Die hat mich nie ausstehen können, die Funzen, die asthmatische!" zischte Irma, als sie mit ihrer Gesellschaft in der Halle stand; ihre schwarzen Augen sprühten.

„Ich möchte nach Hause," sagte Christine.

Franz verabschiedete sich am Wagen und küßte Irma jungenhaft die Hand.

„Wenn ich's nächste Mal in Wien bin, komm' ich natürlich zu Ihnen ins Kaffeehaus und lasse mir alle meine Lieblingstänz' aufspielen." Sie sagte das aber gar nicht so übermütig, wie es sonst ihre Art war. Mehr liebenswürdige Höflichkeitsfloskel.

Martin setzte sich zum Chauffeur, und sie fuhren ab. Viel gesprochen wurde nicht während der Fahrt. Irma schien sich immer weniger wohlzufühlen, und Christine saß ernst und schweigsam da.

Um eins Rast in Waidhofen, wo sie beim Tiefenböck sich ein gutes Waldviertler Mittagsmahl auftragen ließen. Volle Ehre tat ihm jedoch allein Martin an. Christine aß, weil ihr gesunder Körper es verlangte. Irma wartete nur auf den Kaffee, und als er kam, langte sie nach ihrem Zigarettenetui. „Darf ich —?"

Martin hielt ihr selbst das Zündholz hin.

„Ah, die erste Zigarette!" Sie tat einen tiefen Zug und blies den Rauch durch die Nase aus. „Während ihr fort wart," sagte sie, „war ich bei meinem Mann draußen." Sie schauderte. „Doktor, es ist furchtbar!"

Er nickte, und Christine griff nach ihrer Hand, die in blau geäderter Weiße auf dem Tischtuch lag. „Irma, du regst dich wieder auf . . ."

(Fortsetzung folgt)

Entschleierte Maja

Von Georg Mühlen-Schulte.

In einer Ecke des Ballsaals ist eine geheimnisvolle Bude errichtet. Herr und Frau Schulze, im gewöhnlichen Leben den Aufgaben des Milchhandels hingegeben, heute als korsischer Brigant beziehungsweise indische Tempeltänzerin aufgezogen, unterbrechen ihren Bummel durch die Festräume und bleiben vor der Bude stehn.

„Was ist'n das?“ erkundigt sich der Brigant.

„Lies doch!“ antwortet die Tempeltänzerin. „Da steht es über dem Eingang.“

„Ach so, da! . . . Warte mal: ‚Nunna Sahib, der Wunder-Yoghurt'.“

„Yoghi.“

„Yoghi?“

„Ja. Ist doch ganz deutlich zu lesen.“

„Natürlich 'n Druckfehler. Richtig heißt das ‚Yoggurt'. Weißt doch Bescheid, Frau — ist doch Stutenmilch.“

„Schrei nicht so, August! Die Leute werden denken, wir gehören zur Branche.“

„Tun wir ja auch.“

„Aber nicht heute abend. Heute abend bin ich indische Tänzerin, und du bist Pirat. Also bitte, August – benimm dich standesgemäß!“

„Na, schön!“

„Da steht noch mehr auf dem Schild . . .“

„Astronomie.“

„Geschrieben ist es A . . . stro . . . lo . . . gie.“

„Na, siehste, die haben keine Ahnung! Muß natürlich Astronomie heißen. Ich weiß Bescheid; ich war schon mal in Treptow auf der Sternwarte. Wollen mal weiter gucken! ‚Grammophonie und Cichorie' . . .“

„Mann, du blamierst dich bis auf die Knochen. Das heißt ‚Graphologie und Chirologie'. Das sind Wissenschaften.“

„Nu mach' aber'n Punkt, Minna! Mir wirst du was von Wissenschaft erzählen! Wo ich zu Hause auf'm Bücherbrett 'n kleinen Duden zu stehen habe.“

„Ganz egal — es heißt so! Ich weiß es von damals, wo ich mit Frau Plischke zum Hellseherabend war. Komm, wir gehen rein!“

„Rein? Was willste denn drin?“

„Einen Blick in die Sterne werfen. Kost' ja bloß fufzig Pfennig!“

„Komische Frau. Nachher, wenn wir nach Hause gehn, hat sie's umsonst. Aber meinetwegen . . .!“

Der korsische Brigant macht zwei Fufziger locker und schiebt die Bajadere durch einen Stoffvorhang in das Innere der Bude. Das Paar bleibt respektvoll in einiger Entfernung von einem ehrwürdigen Greise stehen, der mit zwei Ellen Vollbart bekleidet ist und auf einer Matte hockt.

„Schrecklich, was?“ flüstert der Brigant.

„Wieso?“

„Na, du siehst doch — der Mann hat'n Bettvorleger aufgefressen; dabei ist ihm die Hälfte auf's Chemisett gekleckert.“

„Pst! Er redet!“

Der Yoghi hat die Arme über der Brust verschränkt. Dreimal neigt er den Oberkörper zum Gruße. Feierlich sagt er:

„Salem Aleikum! . . . Tritt näher, mein Bruder! . . . Das Buch der geheimen Dinge ist aufgeschlagen vor mir. Ich will darin lesen. Sprich, mein Bruder, wann ist dein Geburtstag?“

„Meinen Geburtstag wollen Sie wissen?“

„Ja.“

„Bitte schön, Herr Nunne! Ich bin geboren am zwanzigsten März neunzig. Es war um die Mittagsstunde. Die Wohnung roch nach falschem Hasen mit Zwiebelsauce. Meine Mutter . . .“

„Es ist gut. Nunna Sahib weiß genug. Dein Leben, mein Bruder, steht unter dem zodiakalischen Zeichen der Milchstraße. Bei einem Winkel von hundertachtzig Grad sind deine Aspekte freundlich, doch verweisen magnetisch-polare Spannungen auf Zusammenstöße mit der Polizei, Abteilung für Nahrungsmittelfälschung. Reich mir deine Hand, mein Bruder!“

Der Brigant ist etwas blaß geworden. Zögernd rückt er mit der Hand heraus. Der Yoghi greift danach.

„Keine Angst, mein Bruder!“ beruhigt er. „Deine Existenz ist gesichert, immerhin sollst du bei Frostgefahr das Wasserrohr in deinem Hause schützen. Vierkantnägel mit Guanogloriole lassen auf rustikale Wochenendinteressen schließen. Ich sehe eine Laube, grün gestrichen, rotes Fensterholz. Eine Skatkarte mit gezinkten Jungens liegt auf dem Tisch. Meine Augen sind weit geöffnet. Drei frisch geschlachtete Hühner, zwei weiße, ein braunes, liegen im Verschlag. Das braune wird vom Nachbar vermißt . . .“

„Herr Nunna, hören Sie auf! Mir wird ganz mulmig.“

„Ruhe, mein Bruder, Ruhe! Laß mich einen Blick in die innere Handfläche werfen. Alles liegt klar vor dem Auge des Sehers. Rauh und zerklüftet sind die sieben Berge. Du bist grob gegen deine Mitmenschen. Benimm dich anständig gegen sie, oder du wirst eines Tages an Nasenbluten sterben. Deine stark ausgeprägte Palma verspricht Erfolg in Haus und Beruf. Dagegen werden dir Fehlschläge in Familie und Geschäft nicht erspart bleiben, wenn du nicht deine Gesinnung änderst. Gib dein häßliches Mißtrauen auf. Schließ' nicht immer die Zigarren weg! Wechsele deine Kognakmarke. Rede dir aus, daß es einen Margarinebeimischungszwang für Butter gibt und spiele nicht nach elf Uhr abends Ziehharmonika. Deine Glückszahl ist sieben. Dein Metall ist Eisen, doch sollst du darauf achten, daß dir nicht der Kasten der Wasserspülung im Badezimmer auf den Kopf fällt; die Nägel sind durchgerostet. Geh jetzt, mein Bruder! . . . Meine Schwester, ich bitte!“

Der Brigant zieht sich in die äußerste Ecke des Raums zurück. Sichtlich mitgenommen von den Offenbarungen des Sehers, sinkt er auf einen Stuhl. Inzwischen ist die Tempeltänzerin aufrecht und gefaßt an den Yoghi herangetreten.

„Ich bin geboren am vierundzwanzigsten Mai achtundneunzig.“

„Dann heißt du Minna Schulze und bist Milchhändlerin.“

„Erraten!“

„Laß mich einen Blick auf deine Handfläche werfen, Schwester! Ich sehe eine Dreizimmerwohnung mit Laden am Kottbuser Tor. Rotes Plüschsofa, Vertikow, Betten mit Muschelaufsatz. Ein Zimmer ist vermietet. Es liegt Staub auf dem Konsolbrett. Stimmt das?“

„Ja.“

„Hüte dich, meine Schwester, vor nassen Füßen, verschluckten Stopfnadeln, dünnem Kaffee und falschen Freunden. Das zodiakalische Zeichen der Zwillinge fordert engen Zusammenschluß mit kongenialer Natur. Ich sehe einen sympathischen jungen Mann in dem vermieteten Hinterzimmer. Seine Aspekte weisen auf Genialität, Willensstärke, steilen Aufstieg. Sei freundlich zu ihm, meine Schwester; er wird dir Glück bringen.“

„Vorläufig ist er die Miete für drei Monate schuldig, Herr Nunna!“

„Frage nicht nach Geld, meine Schwester. Blicke auf die Aspekte. Eines Tages wird er Generaldirektor sein, Minister, Filmstar.“

„Alles zu gleicher Zeit?“

„Nacheinander, natürlich.“

„Aha! Dann bist du jetzt wohl fertig, mein Bruder?“

„So ist es. Inschalla! Die Herrschaften zahlen eine Mark.“

„Augenblicklich noch, Herr Nunna! Wir können das vielleicht verrechnen. Nämlich, jetzt möchte ich Ihnen mal Ihr Horoskop erzählen. Wissen Sie, was Sie sind? Sie sind ein ganz falscher Fufziger.“

Langsam richtet sich der Yoghi auf. Seine Gestalt ist groß und ehrfurchtsgebietend.

„Meine Schwester, du bist kühn!“

„Kommt noch viel schlimmer, Herr Nunne. Ihr Schicksal steht unter dem Zeichen des Pleitegeiers, verbunden mit blauem Kuckuck, verstanden?! Sie haben an Ihrem rechten Handgelenk eine Brandblase, das habe ich eben bemerkt. Genau so'n Ding hat mein möblierter Herr, der immer seinen dusseligen Teekocher auf meine gute Kommode stellt. Und ich lese noch viel mehr auf den Sternen. Ich sehe den Leberfleck auf Ihrer Backe, und wenn Sie mal Ihren werten Vollbart abnehmen wollen . . .“

„Was fällt Ihnen ein, Frau; lassen Sie mich los!“

„Ich denke ja gar nicht dran. Pack mal zu, Alter! . . . Feste, zieh! . . . Aha! . . . Wer steckt unter dem Sauerkohl? Herr Zeisig, unser fauler Schambergarnist!“

Von hier ab verliert die Szene leider jede Spur ihres mystischen Schimmers. Der Brigant hat mit Hand an den Vollbart gelegt. Ein Ruck, ein Zuck, und der imitierte Yoghi, Student der Unrechte, Walter Zeisig, steht in der Haltung einer verwelkten und entblätterten Chrysantheme da.

„Entschuldigen Sie, Herr Schulze,“ haucht er. „Sie wissen doch, wie das ist . . . Studium kostet Geld . . . Da mache ich mir mit dem Hokuspokus hier so'n paar Silberlinge.“

„Geht in Ordnung, Herr Zeisig,“ entgegnet der Brigant würdevoll. „Da haben Sie Ihren Weihnachtsmann wieder. Schütteln Sie fleißig die Sterne, damit die Miete rauskommt. Denken Sie immer daran: Ihre Unglückszahl ist der dreißigste, beziehungsweise der einunddreißigste. Salem Aleikum, mein Bruder!“

So ist die Welt: Grau, nüchtern, entgöttert. Ein Jammer, daß man sie nicht umtauschen kann!

Don Quixote

Skizze von Georg Ulrich.

Ziellos, nur um nach der anstrengenden Arbeit des Tages Luft zu schöpfen, wandert Albert durch die Villenstraßen der Vorstadt. Es ist dunkel hier draußen, wo nur wenige Lampen brennen und die Alleebäume schwere Schatten werfen, und in der kühlen Nachtluft liegt ein leiser Herbstgeruch.

„Wieder ein Sommer vorübergegangen," denkt Albert und denkt weiter: „Was habe ich eigentlich erreicht? Ich habe hundert Zettel mit Notizen vollgeschrieben, mit Notizen zu einem Werk über frühgermanische Kultur, ich möchte in dieser Arbeit einen ganz neuen Standpunkt einnehmen und noch unbeachtete Zusammenhänge aufzeigen, — ja, ich möchte, denn bisher habe ich ja nur hundert Notizzettel, und ich möchte auch noch . . ."

Aber da hält er plötzlich inne, denn er bemerkt, daß er ja gar nicht so „ziellos" gewandert ist, wie er es selber wahrhaben wollte, sondern daß er sich wieder einmal einer gewissen Straßenecke nähert, einem Haus mit schmalem Vorgarten und einem erhellten Fenster im Erdgeschoß. „Ja, ich möchte noch etwas anderes," überlegt er und nickt dazu mit dem Kopfe, „ich möchte endlich einmal ganz schlicht und einfach sagen: ‚Else, ich habe Dich lieb!'"

Freilich kann man sich das sehr schön vorstellen, wenn man allein auf der dunklen Straße geht, wenn am Himmel die Sterne funkeln und der leise Herbstgeruch an den kommenden Winter erinnert. Es läßt sich auch sehr schön vorstellen, wie so ein Winter sein könnte: Dicke Schneepolster draußen vor den Fenstern — und in der traulichen Stube ein Mann, am Schreibtisch arbeitend, und eine junge Frau, die sanft und heiter hin- und wiedergeht . . .

Aber am nüchternen Tage, in Elses hellem Atelier? Wenn sie kühl und selbstsicher am Zeichentisch steht und mit leichter Hand Mäntel und Kleider entwirft und dabei erzählt: „Gestern habe ich zwei Modelle an Berger und Co. verkauft, und von der Olden-A.-G. habe ich auch wieder schöne Aufträge bekommen." Und da soll man dann den Mut aufbringen, einfach und geradehin zu sagen: „Else, ich habe Dich lieb!" Es ist ja überhaupt lächerlich: Gegen den Flugkapitän, den man zuweilen in Elses Atelier trifft, wirkt Albert mit seinem kaum begonnenen Buch über alte Kultur doch nur wie der berühmte „Ritter von der traurigen Gestalt."

Unterdessen hat er das Haus mit dem einen hellen Fenster erreicht, da schreckt er aus seinen Gedanken auf: Aus Elses Zimmer ertönen Stimmen, und eine davon ist die Stimme — eines Mannes! Einen Augenblick lang ist es Albert, als wolle sein Herz zu schlagen aufhören, dann rafft er sich auf: „Gut, sehr gut," murmelt er, „da habe ich ja nun nichts mehr zu suchen — sie ist ja in angenehmer Gesellschaft . . ."

Und wendet sich zum Gehen und macht ein paar schleppende Schritte und stockt: „Angenehme Gesellschaft? So sehr angenehm scheint Elses Besucher nicht zu sein: Wenn man auch seine Worte nicht bis auf die Straße verstehen kann, so liegt in seinem Tonfall doch etwas Hartes, Drohendes. Albert zuckt die Schultern — was geht mich das noch an? Dann kehrt er aber doch zurück: Else macht offenbar schüchterne Einwendungen, des Mannes Stimme wird lauter, härter — in Alberts Kopf wirbeln Gedanken: Wo ist das Polizeirevier? Oder soll ich hineinrufen, oder — aber ich habe nicht einmal einen Spazierstock bei mir . . .

Drinnen Stille, bedrückende Stille. Albert hört sein Blut in den Ohren klopfen. Und jetzt: Ein Poltern, ein kleiner Aufschrei Elses — und irgendwie ist Albert über das Gartengitter gekommen, ist jenseits im Gras hingestürzt, hat sich aufgerafft, am Fensterbrett hochgezogen, und steht keuchend und mit geballten Fäusten im matt erhellten Zimmer. Sein Herz schlägt rasend, einen Augenblick lang dreht sich vor seinen Augen alles tolt im Kreise, dann sieht er: Else in einem Sessel, zurückgesunken, regungslos . . . Und der Mann? Verschwunden? — Einerlei, Albert stürzt zu Else hin: Wo ist sie verwundet? Und rinnt das Blut? Ist sie nur ohnmächtig oder . . Da er sie berührt, zuckt sie zusammen, öffnet die Augen, springt mit einem leisen, erschrockenen Ruf auf: „Albert? Was ist . . . wie kommen Sie?"

„Wo sind Sie verwundet?" drängt Albert. „Und wo ist der Kerl? Ich würge ihn mit den bloßen Händen . . ."

Else blickt verwirrt um sich: „Erwürgen? Wen denn? Sind Sie denn verrückt geworden, Albert?"

„Verrückt . . ." wiederholt er und steht plötzlich wie in einem luftleeren Raum, denn eine Stimme, eine kühle Stimme sagt geschäftsmäßig: „Die Aufführung des Hörspieles ‚Eifersucht' ist beendet. Nach kurzer Pause bringen wir Sportnachrichten."

„Ja so," sagt Albert nur und wendet sich ab. Er bemerkt plötzlich, daß er große, feuchte Grasflecken auf den Knien hat. Gedankenlos stellt er den Lautsprecher ab, der da auf einem Tischchen steht, und muß lange nach dem Schalter suchen, weil seine Augen plötzlich voll Tränen sind. „Ja so," sagt er noch einmal, und dann, nach einer kleinen Pause: „Entschuldigen Sie, Fräulein Else, ich ging auf der Straße vorüber, zufällig — und hörte — und glaubte — und wie Sie so reglos im Sessel lehnten . . ."

„Ich war wohl eingeschlafen," sagt Else und blickt dabei zu Boden.

„Ganz richtig," bestätigte Albert, „offenbar eingeschlafen . . ." Er bemüht sich, eine korrekte Haltung einzunehmen, und zögert und schluckt und murmelt endlich: „So schließen Sie mir jetzt, bitte, die Haustüre auf, und noch einmal: Entschuldigen Sie mein Eindringen, es war gut gemeint — allerdings ein ‚Heldenstück' würdig des Don Quixote."

Else schweigt, Albert wiederholt: „Bitte, schließen Sie mir die Haustüre auf!" Da aber sieht ihn Else plötzlich voll an und fragt: „Haben Sie einen Revolver in der Tasche?"

„Einen Revolver? Nein, natürlich nicht."

„Also wollten Sie meinem ‚Mörder' mit bloßen Händen entgegentreten?"

„Ich mußte doch."

„Sie mußten?" fragt Else leise, und dann, noch leiser: „Weshalb mußten Sie?"

Da Albert verlegen schweigt, lächelt sie, ganz wenig nur, und sagt dann, mit jäh geändertem Tonfall: „Nun setzen Sie sich einmal nieder, lieber Freund! Ich richte Tee für uns beide, und dann erzählen Sie mir etwas Schönes. Von dem Buch, an dem Sie arbeiten, oder sonst etwas Nettes! Ja?"

Während sie draußen in der kleinen Kochnische den Tee aufbrüht, überlegt Else: „Bis heute habe ich ihn für sooo schüchtern gehalten, und ich konnte doch natürlich nicht sagen: Komm her, Du lieber Junge, und gib mir einen Kuß! Aber jetzt wird alles gut: Er ist ja gar nicht schüchtern — mit bloßen Händen hätte er es mir zuliebe mit einem Mörder aufgenommen!"

Ja, und dann sprechen sie — über das Buch, stockend und mit vielen Pausen und vielen Seufzern.

Und dann geht Albert nach Hause — —

— — und hört acht Tage später, daß Else sich mit dem Flugkapitän verlobt hätte.

Wissenswertes Zahlenallerlei

Jahrelang hat man versucht, Apparate herzustellen, um die Sonnenwärme aufzufangen und sie für verschiedene Zwecke nutzbar zu machen, für die sonst Wärme durch Verbrennung oder Elektrizität erzeugt wird. Neuerdings ist wieder ein Apparat gebaut worden, und zwar in Pasadena in Kalifornien in dem dortigen technologischen Institut, wo auch zur Zeit das größte Fernglas der Welt mit einem Objektivdurchmesser von 5 m hergestellt wird. Der Apparat zur Aufspeicherung der Sonnenwärme besteht aus einem komplizierten System von Linsen und Spiegeln. Man erwartet, daß er **80 Prozent der Sonnenwärme** aufsammeln kann.

*

Im Jahre 1940 wird man in England das **100jährige Jubiläum der Briefmarke** feiern, und zwar durch eine große Briefmarkenausstellung. Die englischen Zeitungen behaupten, daß der erste Brief mit einer aufgeklebten Briefmarke in England am 1. Mai 1840 abgeschickt wurde. Allerdings machen andere Staaten ebenfalls den Anspruch geltend, das erste Land gewesen zu sein, das Briefmarken benutzte; zum Beispiel soll es eine griechische Briefmarke aus dem Jahre 1831 geben.

*

Unter den vielen uralten Leuten, von denen in der letzten Zeit die Rede war, verdient auch die alte Dona Celestina in Columbia erwähnt zu werden. Sie hat kürzlich ihr **105. Lebensjahr** vollendet, hat 849 Nachkommen und kennt die Namen eines jeden von ihnen.

*

Die süßeste Pflanze der Erde wächst in Südamerika. Sie heißt Stevia und ist erst kürzlich entdeckt worden. Sie süßt **300 Mal soviel** wie Zucker.